

Literatur der Volkskunde



Walter Graßkamp: Das Kunstmuseum**Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion.**

München: Verlag C. H. Beck 2016, 186 Seiten, s/w-Abb.

Wie Arbeitsalltage bis hinein in den Umgang mit Räumen und Objekten durch Gründungslegenden, Mythen und Diskurse bedingt sein können, dies führt Walter Graßkamp aufs schönste und wie immer in präziser, klug abwägender und höchst anregender Form am Beispiel des Kunstmuseums vor. Der Kunstwissenschaftler und Museologe seziiert im vorliegenden Band Logiken und Paradoxien des Kunstmuseums und die damit verbundenen Probleme und Entwicklungen, wie sie heute auch auf andere Bereiche und Genres der Museumslandschaft ausstrahlen. Insofern sei dieser Band – wie insgesamt die Schriften Graßkamps – gerade auch, freilich keineswegs nur, der Lektüre volkskundlich-ethnographisch orientierter Museologen wärmstens empfohlen.

Es sind paradigmatische Felder, in denen Graßkamp die nicht selten fatalen Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken der Arbeitswelt Kunstmuseum aufzeigt. Dabei ist es ihm ein grundsätzliches Anliegen, die gegenwärtig sich abzeichnenden Problemlagen immer auch in Beziehung zur Geschichte der Institution Kunstmuseum zu setzen. Den Referenzrahmen seiner Argumentation (weswegen auf diesen ausführlicher eingegangen wird) liefert Graßkamp mit einem einführenden Kapitel, in dem er die vielfachen Paradoxien des Kunstmuseums auffächert. Damit relativiert er vorneherein jene Erklärungsversuche, die die allenthalben diskutierten Schwierigkeiten des Kunstmuseums vor allem anderen in deren Abhängigkeit von ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen sehen wollen: „Viele Gründe für die Krisenanfälligkeit des Kunstmuseums sind aber in seiner Konstruktion angelegt, die von Grund auf paradox sind.“ (S. 29) Graßkamp spricht eingangs vom grundlegenden ökonomischen Paradox, wonach das Kunstmuseum Objekte erwirbt, die mit hohen, teilweise unkalkulierbaren Folgekosten für die Institution verbunden sind, die nicht als kostendeckend gedacht war und angelegt ist. Das Kunstmuseum, eine weitere Paradoxie, sammelt Dinge, die „eigens für das Sammeln hergestellt worden sind“ (S. 30), sammelt diese immer weiter und sammelt auch Dinge, die sich aufgrund ihrer Materialität nicht für das Sammeln eignen. Damit komme es zu einer immer deutlicheren Schieflage zwischen Depotbeständen und vergleichsweise wenigen Exponaten in der Schausammlung, zu einer „spezifischen Dyna-

mik des Verbergens“ (S. 31), mit Verschiebungen in der Präsenz von älteren und alten Werken zugunsten zeitgenössischer Kunst. Da das Sammeln „immer noch als die eigentliche Tätigkeit eines Kunstmuseums“ (S. 32) angesehen wird, führt dies dazu, dass hier viel und, angesichts der Marktdynamiken, schnell und rechtzeitig erworben wird; durch diese Politik der Kunstmuseen wiederum werden Vermarktungslogiken und Preisentwicklung vorangetrieben. Damit gibt die Institution ihre gründungsbestimmende Aufgabe als Instanz einer distanzierten und kritischen Beurteilung von Kunst weitgehend auf, stattdessen stehe, so Graßkamp, „Besitzstandserweiterungswahrung“ (S. 36) im Vordergrund, die einher gehe mit kostspieligen Neubauten und vermehrt zu Sparmaßnahmen im Alltagsbetrieb der jeweiligen Museen führe. Trotz all dieser Folgekosten und Budgetfallen seien, damit schließt Graßkamp dieses Kapitel, laufend Neugründungen zu verzeichnen: „Es scheint – und das wäre dann das fünfzehnte und letzte Paradox – jedenfalls immer noch einfacher, ein Museum zu gründen als eines zu schließen...“ (S. 40).

In der Betrachtung der Konsequenzen dieser grundlegenden Paradoxien geht Graßkamp auf die allenthalben zu beobachtenden Diskussionen um Verkäufe aus dem Museumsbesitz und auf Verkaufstabus ein, hinter denen deutlich wird, in welchem Maß Kunstmuseen Akteure der Kulturökonomie sind, auch wenn dies in den einschlägigen Debatten weitgehend ausgeblendet bleibt (Kapitel „Der Traum des Kämmerers“). Da eher der Ankauf, kaum aber die Bewahrung und die Erforschung der Objekte den jeweiligen Häusern öffentliche Aufmerksamkeit bei potentiellen Stiftern und Mäzenen einbringt, sieht Graßkamp auch den Generationenvertrag der Institution Kunstmuseum gefährdet („Tradition als Generationenvertrag“). In Schiefelage befinde sich zudem das Verhältnis zwischen Schausammlung und Wechselausstellung („Bildwechsel“) wie auch das Verhältnis zwischen KünstlerInnen und RestauratorI/innen, die sich in der Gegenwart immer häufiger als Widersacher in unüberbrückbaren Interessenlagen gegenüberstehen („Die Aura als Baustelle“). Die Bevorzugung jüngerer, oftmals großformatiger Erwerbungen gegenüber älteren und alten Werken stellt Graßkamp in einem weiteren Kapitel in den Zusammenhang von nicht selten vertraglich festgelegten Regelungen mit den jeweiligen KünstlerInnen, in denen festgelegt ist, in welchen Räumen und wie lange deren Werke ausgestellt bleiben sollen („Bleibeverhandlungen des Zeitgeists“). Unter dem Titel „Zunehmendes Nachlassen“ beleuchtet Graßkamp abschließend die immer intensiveren Bemühungen von KünstlerInnen, den eigenen Nachlass oder sogar Vorlass zu

organisieren, und die Schwierigkeiten, die sich aus dem Umgang mit diesem Erbe für das Kunstmuseum, aber auch andere Institutionen ergeben.

Alle diese Dimensionen der zeitgenössischen Entwicklung von Kunstmuseen veranschaulicht Graßkamp an Streitfällen und Debatten, in denen in mehr oder weniger larmoyantem Ton die Krise des Kunstmuseums ausgerufen wird. Graßkamp dagegen nimmt derartige Vorfälle zum Anlass, mit analytischer Distanz an die Grundlegungen der Problem dieser Institution heranzugehen – ganz im Sinne einer „lobbyfreie[n] Theorie des Kunstmuseums“ (S. 24), für die, so der Autor in der Einleitung, der vorliegende Band ein erster Baustein sein soll. Schon diesem Buch und dessen Thesen ist eine breite, neugierige und diskussionsfreudige Leserschaft zu wünschen, die sich an diesem Projekt beteiligt.

Klara Löffler

Manfred Seifert (Hg.): Die mentale Seite der Ökonomie
Gefühl und Empathie im Arbeitsleben.

Dresden: Thelem Verlag 2014, 281 Seiten, Abb.

Der Band dokumentiert die Beiträge einer Tagung der Kommission Arbeitskulturen und des Bereichs Volkskunde am Dresdner Institut für Sächsische Geschichte zum Thema Arbeit und Emotionen. Beide Forschungsbereiche gelten als neu, sind in den Kulturwissenschaften jedoch gut etabliert, wie *Manfred Seifert* in seiner informierten und vorbildlich aufgebauten Einleitung aufzeigt. Er skizziert zunächst das Forschungsfeld der transformierten Arbeitswelt im späten Kapitalismus und macht dabei deutlich, welche Rolle Gefühle auf dem postfordistischen Arbeitsmarkt spielen. In der subjektivierten Arbeit, z. B. beim Arbeitskraftunternehmer, sind affektive Qualitäten von konstitutiver Bedeutung. Als Meilensteine diesbezüglicher Forschung führt Seifert die Studien von Arlie Russel Hochschild und von Eva Illouz aus. Hochschild untersucht in „The Managed Heart“ (1983) den strategischen Einsatz von Gefühlsbekundungen in Serviceberufen (z. B. bei Flugbegleiterinnen). Gefühle werden aktiv als Zusammenspiel neurologischer Abläufe und soziokulturell gesteuerter Akte erzeugt. Damit sind Gefühlssignale keine steuerbare Inszenierung, sondern Teil des emotionalen Selbstverständnisses der Akteur/innen. Gefühlsmanagement wird mit Hochschilds Konzepten von *emotion work*

(Gefühlsarbeit), d. h. der Fähigkeiten, Gefühle subjektiv modellieren zu können, und *feeling rules* (Gefühlsnormen), also die sozialen Voraussetzungen und Erwartungen für die Gefühlsregulation, analytisch fassbar.

Gertraud Koch schließt in ihrem programmatischen Beitrag direkt an diese Konzepte an und macht sie für die Kulturanalyse allgemein fruchtbar. Wenn Individuen Gefühle als Mittel der sozialen Ratifizierung am Arbeitsplatz erlernen, werden diese zum emotionalen Kapital und vermarktbar. Das Konzept der *feeling rules* dient als Bindeglied zwischen individueller Emotionspraxis und sozialer Struktur und bietet damit einen Zugang zu der zentralen kulturanalytischen Frage, wie der Dualismus von Praxis und Struktur überwunden werden kann. Interessant wird es vor allem dort, wo Marktlogiken nicht greifen, sondern ein anderes Kalkül den Gefühlseinsatz reguliert. So wird in Berufen der Rechtsprechung, Medizin und Bildung Emotionsarbeit geleistet, um ethisch-moralische Ziele aufrecht zu erhalten, und nicht, um Klientel und Kundschaft zufrieden zu stellen.

Die zweite grundlegende Studie, mit der *Seifert* einleitet, stammt von der Soziologin Eva Illouz. Sie historisiert den Umgang mit Gefühlen und setzt die Entstehung von Romantik in Beziehung zur Entwicklung des Kapitalismus (1997, 2007). Liebesbeziehungen werden ökonomisiert, die Vorstellung einer romantischen Beziehung wird kommodifiziert (Geschenke, Kino- und Restaurantbesuche gelten als Ausweis eines gelungenen romantischen Abends). Am Arbeitsplatz werden eine angenehme Atmosphäre und gute zwischenmenschliche Beziehungen wichtig, welche in den Bereich von weiblichen Arbeitskräften fallen. Zu diesem emotionalen Stil der Arbeit gehören im Spätkapitalismus gute kommunikative Fähigkeiten, die Kompetenz zur Kooperation und zur Empathie sowie die Konstitution eines reflexiven Selbst. Die Gefährdung dieses reflexiven Selbst stellt *Heiner Keupp* in den Mittelpunkt seines Beitrags: Depression, Burnout und andere psychische Krankheiten sind im globalisierten Kapitalismus weit verbreitet. Den Zumutungen und Zurichtungen von Subjektivierung und Entgrenzung kann seiner Meinung nach nur durch eine Kultur des Scheiterns entgegengewirkt werden. Durch einen offenen Umgang mit Fehlern ließen sich sowohl Hilfestellungen im Umgang mit Identitätskrisen implementieren als auch Arbeitsbedingungen konkret verbessern.

Die Kategorien der Entgrenzung und Subjektivierung überschreiben die folgenden Beiträge: *Martina Röthl* untersucht Privatvermieterinnen in Tirol und beschreibt, wie diese mit Emotionen wirtschaften

(z. B. liebevolle Dekoration semi-öffentlicher Räume wie der Küche). Die Vermieterinnen arbeiten zuhause und mit dem Subjektangebot der fürsorglichen Frau und Versorgerin. Der Fürsorgeauftrag ist ein strategischer, muss aber „echt“ wirken, um den Erwartungen der Gäste und auch den Anforderungen der Frauen an sich selbst zu genügen. Das Dilemma der Gefühlsarbeit wird hier deutlich: Alltägliche Anstrengung, Verzicht auf Privatsphäre und Rationalisierung bleiben unter der Oberfläche, die freundliche Vermieterin verschleiern ihr ökonomisches Kalkül nicht nur vor den Gästen, sondern auch vor sich selbst. Solche Verschleierungstaktiken (Pierre Bourdieu) stehen auch im Mittelpunkt der Beiträge von *Lydia-Maria Ouart* und *Astrid Baerwolf*. In der von *Ouart* untersuchten Altenpflege sind Ökonomisierungs- und Kommodifizierungsprozesse von Pflegetätigkeiten deutlich spürbar. Verträge dienen den Pflegenden und den Gepflegten dazu, Distanz zu wahren und Grenzen zu ziehen. Auch hier wird die Frage nach der Authentizität der ökonomisierten Fürsorge gestellt: Kann gekaufte Pflege gute Pflege sein? Im Sinne einer ausgeglichenen Reziprozität kann sie das nach *Ouart* durchaus, denn sie hebt Fragen von Macht, Barmherzigkeit und Angewiesensein aus, zumindest für diejenigen, die über die ökonomischen Mittel verfügen, am Tauschsystem teilzuhaben. Analog könnte man bei *Baerwolfs* Beitrag fragen: Kann eine professionell agierende Mutter eine gute Mutter sein? *Baerwolfs* Untersuchungsfeld ist die neue Care-Ökonomie in Ostdeutschland vor dem Hintergrund der strukturellen Transformation von Mutterschaft und Kinderbetreuung seit 1989. Die einstmals pragmatischen DDR-Mütter sind heute professionalisierte und mit neuen Standards an Elternwissen ausgestattete Mütter. Zugleich ziehen sich Mütter heute aus dem Arbeitsmarkt zurück bzw. suchen sich mütterliche Nischen in der neuen Care-Ökonomie. Dadurch erfährt die Vorstellung von Mütterlichkeit eine Entgrenzung ins Ökonomische, während zugleich weibliche Professionalität privatisiert wird. *Hannes Krämer* fragt nach der Rolle sinnlich-affektiver Arbeitsweisen in der Werbebranche. Brainstorming als Kreativform suggeriert Eingebundenheit und Zugewandtheit („voll dabei“, S. 125) im Produktionsprozess. Ideen und Entwürfe werden emotional verteidigt, Ablehnungen rufen Enttäuschung und persönliche Kränkung hervor. Die Anrufung des Affektiven bewirkt dabei einen Subjektivierungsprozess, der über Emotionsmanagement geführt wird. *Anke Bahl* untersucht *feeling rules* im Versicherungswesen und besonders als Strategie der Nachwuchssicherung in einer Branche mit schlechtem Ruf. Dem abstrakten Produkt einer Versicherung und ihrem angstbe-

setzten Anlassfall soll Gefühlsarbeit Sicherheit und Geborgenheit entgensetzen, indem sie im Ernstfall „sicht- und spürbar“ (S. 118) wird.

Einen Beitrag zur Körperlichkeit der Affekte liefern *Neele Behler*, *Margaux Erdmann*, *Peter F.N. Hörz* und *Markus Richter* am Beispiel einer täglich betriebenen Dampfeisenbahn im Schmalspurformat: Die dort, wo es „dreckig“, „laut“ und „einfach toll“ (S. 182) ist, Beschäftigten fühlen nicht nur Nostalgie, sondern auch eine männlich-körperliche Bindung an die Maschine. Dass die Fahrt mit der Dampfeisenbahn mittlerweile zur Erlebnisökonomie umfunktioniert wurde, schmälert die Liebe zu „Muddi“, so der Spitzname der Bahn, nicht. So liefert die Gefühlsarbeit eine Möglichkeit, mit gesellschaftlichem Wandel umzugehen, wie auch die Beiträge von *Anja Decker* und *Lukas Nieradzik* zeigen. *Decker* untersucht eine tschechische Gemeinde, in der nach 1989 Transformationsprozesse den Arbeitsmarkt fast gänzlich zerstörten. Hervorgegangen aus der Krise sind zwei Frauen, die Lebensmittel und Milchprodukte selbstständig verkaufen und als Kleinstunternehmerinnen weniger ökonomisch als immateriell und emotional reüssierten. Ihre Zufriedenheit und ihr mentales Arrangement mit den veränderten Lebensbedingungen ist für die Gemeinde eine lokal höchst wirksame Ressource. *Nieradzik* belegt am Beispiel von Wiener Schlachthöfen im 19. Jahrhundert, dass Rationalisierung, Technisierung und Arbeitsteilung des Schlachtens den Umgang mit Grausamkeit verschiebt: Das Schlachten verschwand zusehend aus dem öffentlichen Raum, neue Techniken entkoppelten Betäuben und Töten.

Persönliche Veränderungen stehen bei der Untersuchung von Beschäftigten und ihrem affektiven Umgang mit einer Unternehmensfusion bei *Julia Setter* im Vordergrund. Die hohe emotionale Identifikation mit dem Mutterkonzern, mit dessen Traditionen und geschichtsreichem symbolischem Kapital wird angesichts des Konzernwechsels deutlich. Nach *Nancy Konvalinkas* Beitrag zeitigt die strukturelle Transformation der spanischen Gesellschaft angesichts eines engen Arbeitsmarktes und Austeritätspolitik konkrete lebensweltliche Auswirkungen in der Familienplanung einer ganzen Generation. Trotz einer traditionell familienorientierten Sozialstruktur verschiebt sich der „richtige Zeitpunkt“ für die Familiengründung stark nach hinten und bedeutet ein Dilemma zwischen ökonomischen Voraussetzungen, kulturellen Konstruktionen und biologischen Bedingungen. Emotionale Strategien im Umgang mit Perspektivlosigkeit und ökonomischer Marginalisierung untersuchen auch *Gilles Reckinger* und *Diana Reinert* bei österreichischen Jugendlichen ohne Schulabschluss bzw. mit abgebrochener Ausbildung. Auffällig sind

hier die „mittelständische Erinnerung“ (S. 238) und die emotional besetzten Formen der Bindung an einen familiären Habitus, die den Jugendlichen zur biografischen Sinnkonstruktion dienen. Andere Optionen sind Selbstaktivierung, Widerstand gegen nicht eingelöste Integrationsversprechen und letztlich die Verinnerlichung von Prekarität. *Reckinger* und *Reiners* weisen besonders auf das Paradoxon hin, dass gerade die Selbstmobilisierung, die ja im gesellschaftlichen Diskurs den Weg aus der Prekarität bedeuten soll, eigentlich besagt, dass sich Akteur/innen unterwerfen und diejenigen Bedingungen akzeptieren, die sich gegen sie richten.

Wie Bedingungen von Arbeitsmarkt und Ökonomisierung auch außerhalb von konkreten (Nicht-)Beschäftigungsverhältnissen wirken und Freizeit strukturieren, zeigen *Enrico Sperfeld* und *Ute Holfelder*. Die politische Philosophie von Józef Tischner, die im Umfeld der Solidarność-Bewegung gezeigt hat, wie aus der Krise der sozialistischen Planwirtschaft ein oppositionelles politisches Programm entstehen konnte, stellt *Sperfeld* als sinnstiftende Ethik vor. So ist beispielsweise der Streik weniger Ruf nach mehr Lohn als die Forderung danach, den grundlegenden Sinn von Arbeit wiederherzustellen. Tischners Thesen lassen sich in der Europäischen Ethnologie wie auch in anderen Disziplinen vielversprechend mit der Aktualisierung eines Konzeptes von moralischer Ökonomie zusammendenken. *Ute Holfelder* untersucht die jugendliche Freizeitpraktik des Handyfilms und die Verbreitung der Filme mit dem Ziel der Selbstdarstellung und Vergemeinschaftung. Das Filmen geschieht während der Arbeits- und der Freizeit; während der Arbeitszeit ist es zwar oft verboten, erfolgt aber trotzdem und ist manchmal sogar erwünscht (z. B. wenn das Anrichten eines Büffets von einem Koch stolz gefilmt und gepostet wird). Das Herstellen der Filme ist eine Art immaterieller Arbeit, bei der Entgrenzungs- und Selbstermächtigungsprozesse gleichzeitig auf das Subjekt wirken.

Diese Gleichzeitigkeit wird in den Aufsätzen immer wieder treffend und stichhaltig formuliert. *Emotion work* und *feeling rules* liefern hierfür sinnvolle analytische Kategorien, die sowohl die Arbeits- als auch die Gefühlsforschung bereichern. Der zuweilen einseitigen Erforschung von normativen Subjektformationen setzt der Band damit eine Reihe innovativer empirischer Fallstudien entgegen, die mit einem aufmerksamen Blick auf Subjektivierungsweisen und deren vielfältige Wirkungen auf das Subjekt überzeugen.

Silke Meyer

Dieter Kramer: Konsumwelten des Alltags
und die Krise der Wachstumsgesellschaft
Marburg: Jonas Verlag 2016, 174 Seiten.

Menschen sind bereit, im alltäglichen Miteinander Einschränkungen hinzunehmen. Wenn man diese These bei Dieter Kramer liest, fällt es einem auf Grund des weltpolitischen Geschehens erst einmal schwer, sie zu glauben. Doch Kramer zeigt mit Forschungsergebnissen aus der Europäischen Ethnologie und den Kulturwissenschaften einerseits, wie Konsum unseren Alltag bestimmt, und andererseits, dass wir nicht ausschließlich bestimmten Konsummustern folgen. So ist auch Suffizienz – „selbstgewählte Begrenzung“ (S. 95) – immer wieder ein Motiv, von dem wir uns leiten lassen, und somit konsumieren wir auch jenseits von Nutzenmaximierung. Das impliziert auch eine Kritik an Rational-Choice-Modellen, die die Eigeninteressen der Menschen in den Vordergrund stellen. Kramers kulturwissenschaftlicher Blick auf Konsum und Alltag positioniert prominent die Fragen: Wie wollen wir leben und wie lassen sich im Alltagsleben Anknüpfungsmöglichkeiten für Nachhaltigkeit und einen sozialökologischen Wandel finden?

Ausgangspunkt des Buches ist die Krise der Wachstumsgesellschaft inklusive ihrer Bedeutung für den Konsum im Alltag – wobei deutlich gemacht wird, dass es sich um eine „Vielfachkrise“ (S.85) handelt – Klimakrise, Flüchtlingskrise, Finanzkrise –, deren verschiedene Aspekte auch unterschiedliche Bedeutung für die Menschen haben. Während etwa die Finanzkrise auf viele Menschen einwirkt, erreicht die ökologische so manchen Alltag kaum, da dieser Alltag oft von jeweils eigenen Problemen dominiert wird: „Die Brücken von da hin zu den Krisen zu schlagen, ist nicht leicht, aber darum geht es in dem ganzen Buch“. (S. 27) Bemerkenswert, auf den ersten Blick seltsam anmutend, aber letztlich doch schlüssig ist der durchgehende und bewusste Verzicht auf die Begriffe „Modernisierung“ und „Fortschritt“ (S. 17). Denn diese sind vorbelastete und wertende Begriffe, die in idealtypischer Konstruktion die westlichen Industriegesellschaften ins Zentrum stellen. Freilich gelingt es nicht immer, diesen Eurozentrismus ganz aufzulösen, schließlich, so Kramers Argumentation, spielen sich in der „westlichen Welt“ die wichtigsten Prozesse der globalen Menschheit ab. So werden nur in wenigen Passagen Staaten wie China und Indien in die Verantwortung geholt: „Je eher in Europa und USA (und China und Indien) vorbildliche Formen

der sozialökologischen Transformation entwickelt werden, desto mehr Chancen für die Lebenswelt gibt es.“ (S. 147)

Dieter Kramer analysiert seine Thematik anhand zahlreicher global verorteter historischer und gegenwärtiger Beispiele, mit denen er die krisenbestimmten kulturellen Dimensionen des Alltags, die Entwicklung der Marktgesellschaft und die vielschichtigen globalen Dimensionen des Konsums behandelt, wobei Fragen des Wachstums und der Lebensqualität in den Fokus gerückt werden und stets ein Bezug zur Nachhaltigkeit hergestellt wird. Als Leser/in ist man so mit einer Fülle von Informationen konfrontiert, was zuweilen auf Kosten der inhaltlichen Tiefe geht: An manchen Stellen wäre es wünschenswerter gewesen, Einiges ausführlicher zu behandeln. Trotzdem sind die gewählten Veranschaulichungen vielschichtig und stellen ein breites Bild von Suffizienz im Alltag dar – und das sogar manchmal mit absurden Beispielen, etwa aus dem militärischen Sektor, wo derzeit über „umweltfreundlichen Sprengstoff“ geforscht wird (S. 50). Kramer macht durch seine kulturwissenschaftliche Analyse deutlich, dass die „Wachstumsgesellschaft“ keiner Naturgesetzlichkeit folgt, sondern dass „es Entscheidungsspielräume, Pfadabhängigkeiten [gibt]“ (S. 29). Die historischen Beispiele verdeutlichen, dass es in der Menschheitsgeschichte immer wieder Phasen gab, in denen Pfade und Wege jenseits des Wachstums eingeschlagen worden sind – was als Indizien dafür gesehen wird, dass ein relativ stabiles gemeinschaftliches Zusammenleben nicht unbedingt Wachstum bedeuten muss. Als Beispiel wird dafür immer wieder die Tokuwaga-Zeit in Japan zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert herangezogen, in der bewusst auf wirtschaftliches Wachstum verzichtet wurde.

Wenn sich Kramer der Frage stellt, wie wir global Wachstum überwinden können, sieht er Chancen dazu in neuen Innovationen wie Big Data oder dem Internet der Dinge oder in neuen Konsumgewohnheiten (Stichworte: Öko-Design, Re-Enactement, kollaborative Ideen wie Commons und Vegetarismus bzw. Veganismus). Doch damit allein können künftige Anforderungen nicht gemeistert werden, „deshalb muss es auch Suffizienz geben – selbstgewählte Begrenzung“ (S. 95). Hier geht Kramer von den Individuen aus, die über ihre nachhaltigen Praktiken Druck auf höhere Ebenen, sprich öffentliche Institutionen ausüben können, um so zu versuchen, diese „Suffizienz als gesellschaftliche Strategie anzustreben“ (ebd.). Kramer spricht sich aber gegen asketische und Verzichtspraktiken aus, die die Lebensqualität der Menschen verschlechtern, denn er fasst Lebensqualität neben Zukunftsorientierung und Suffizienz

als einen jener drei Dimensionen auf, in denen die Chancen zu „molekularen Veränderungen“ liegen. Dabei spricht er dem Staat die zentrale Rolle zu, ein „Regierungsmodell für den Wohlstand“ (S. 154) zu ermöglichen, das Wachstumsgrenzen ebenso setzt wie es neue Definitionen von „Wohlstand, Lebensqualität und Entwicklung berücksichtigt“ und so die nötigen Instrumente zur „Selbstverpflichtung“ entwickelt (ebd.), die nicht durch Zwang, sondern durch Vorbildfunktion Veränderungen herbeiführen. Ebenso setzt Kramer auf das „sanfte Gesetz“ (S. 155) – kleine Ereignisse, die auf Veränderungen in der Mikro- und Makroebene hinauslaufen und die im Wechselspiel sich nicht nur gegenseitig beeinflussen, sondern auch verstärken.

Das Buch ist eine konsumkritische Auseinandersetzung jenseits ökonomischer, moralischer und philosophischer Standpunkte, aber mit dem Appell, eine neue Werte- und Sozialkultur zu verankern, die tief in den Alltag hineinreicht und diesen nachhaltig verändert. Denn erst wenn die Lebensqualität nicht nur auf materiellen Konsum gerichtet ist, werden laut Kramer Chancen für globale Nachhaltigkeit und alternative Lebensformen jenseits des Wachstums möglich. „Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft“ ist so ein wertvoller Beitrag zur Konsumkritik – allerdings nicht immer zur Systemkritik, und manchmal entsteht der Eindruck, dass im grünen Kapitalismus der richtige Konsum alles richtet. In Konsequenz wird dann auch zu wenig auf die Frage eingegangen, wer die Entscheidungen trifft und wer nicht. Die Stärke des Buchs liegt eben vor allem darin, einen Beitrag zur Konsumkritik zu leisten, und zwar durchaus aus kulturwissenschaftlicher und ethnologischer Perspektive, denn: „Zukunft ist ein kulturelles Programm“ (S. 15). Dieter Kramer macht Spielräume und Handlungsmöglichkeiten der Subjekte sichtbar und zeigt auf, dass Menschen nicht nur habgierige, auf ihren Eigennutz gerichtete Lebewesen sind. Damit bietet er eine fundierte Kritik an dem dominierenden Menschen-Bild des *homo oeconomicus* – und das Plädoyer, dass Menschen auch nein sagen können.

Maurice Kumar

Kramer, Dieter: *Fremde gehören immer dazu*
Fremde, Flüchtlinge, Migranten im Alltag von Gestern und Heute.
Marburg: Jonas Verlag 2016, 201 Seiten.

Seit den 2000er Jahren sprach die Europäische Kommission im Zusammenhang mit Migrationsbewegungen verschiedenster Art immer wieder von Krisenzuständen. Und spätestens im Jahr 2015 wurde der Begriff „Flüchtlingskrise“ zum vielzitierten Schlagwort, das die deutschsprachige Medienberichterstattung zu dominieren begann. Der mit dem Begriff der Krise auf den Punkt gebrachte und immer wieder aufgerufene Problemdiskurs bestimmt seither sowohl die öffentliche als auch die politische Diskussion über Migration innerhalb der Europäischen Union und an deren durch Stacheldraht, Zäune und Mauern verstärkt befestigten Außengrenzen.

Gegen diesen europäischen Problemdiskurs schreibt Dieter Kramer in „Fremde gehören immer dazu“ an. Indem er versucht, zwischenmenschliche Fremdheitserfahrungen und damit einhergehende kulturelle, soziale und politische Möglichkeiten und Konflikte zu historisieren, untergräbt Kramer den Aktualitäts- und Singularitätsanspruch der gegenwärtigen Debatte. Und damit leistet er zweierlei: Erstens entschleunigt Kramer den Diskurs, der in seiner Problemrhetorik maßgeblich von der Schnellebigkeit der Bilder und der Halbwertszeit der Schlagzeilen getragen wird. Und zweitens versucht er in der Zusammenschau von gegenwärtiger und historischer Praxis Fremdheitserfahrung als vielfältig erlebbares Phänomen des menschlichen Daseins zu erklären.

Kramers jüngster Titel umfasst sieben Kapitel, ergänzt durch ein „Vorspiel“ und einen voranstehenden „Exkurs“ des Autors. In diesem unterscheidet er seine „kulturwissenschaftlichen“ von „sozialwissenschaftlichen Überlegungen“ (S. 18) und macht deutlich, dass im Folgenden insbesondere durch historische lebensweltliche Beispiele aus dem Alltag „konkreter Menschen“ (S. 20) exemplarisch das Mögliche menschlicher Erfahrung – menschlicher Fremdheitserfahrung – aufgezeigt werden soll. Sein exemplifizierendes Vorhaben verfolgt Kramer dann auch konsequent, so sind die folgenden Kapitel stark gegliedert und wirken mit ihren mitunter zwölf Unterkapiteln stellenweise ausgefranst und in sich nur lose aneinander gebunden, jedenfalls aber reich an Material. Ihnen allen geht jeweils eine kurze Einleitung voraus, die Intention und Inhalt im einzelnen wiedergibt und so etwas Orientierung im Dickicht der Beispiele bietet.

Insgesamt erscheint der Text wie eine Zusammenstellung verschiedener Gedanken und Schriften aus dem Œuvre des seit mehr als vier Jahrzehnten tätigen Wissenschaftlers. Dementsprechend präsentiert er sich als schlaglichtartige Zusammenschau einer Vielfalt von Einzeldarstellungen. Damit bespielt Kramer zwar eine weite Bandbreite, zugleich fällt es aber immer wieder schwer, einen deutlichen und sinnhaften Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten herzustellen. So streift Kramers Blick im ersten Kapitel mit „Danzig um 1770 als Beispiel für den multikulturellen Alltag der Vergangenheit“ (S. 24) historische Praktiken des als „selbstverständlich“ verstandenen „Umgangs mit Fremden“ (S. 23). Unterdessen schielt er im selben Abschnitt aber auch auf die „viele Tausend Jahre alte Gletscherleiche Ötzi“ als Symbolfigur der „eindrucksvollen Wanderungen in Vor- und Frühgeschichte“ (S. 28), um dann wiederum anhand von „Symbolwelten“ und „sagenhaften Parallelwelten“ (S. 23) mit „ganz Fremden unter uns“ (S. 34) auf alltäglichen „Umgang mit Fremden in der Vergangenheit“ zu verweisen (S. 35). Daran anschließend überlässt auch das zweite Kapitel den Leser_innen eine Fülle an nebeneinander stehenden Beispielen, die, als „Fremde in der europäischen Ständegesellschaft“ überschrieben, eine vage historische und geographische Verortung finden, in ihren Ausführungen aber wenig Präzisierung erfahren. Neben der Erwähnung von „Pilgern“, „Scholaren“, „Handwerksburschen“ und „Schwabenskindern“ finden sich Darstellungen zu „Wandermusikanten“, „Bänkelsängern“ und „Bettlern“ wie auch ein Abschnitt über Goethes „Jahrmarktfest zu Plundersweilern“ (S. 6) als „Beispiele für das Nebeneinander einer geordneten Vielfalt von Menschen verschiedener kultureller und religiöser Prägung“ (S. 55). Das dritte Kapitel versucht in seiner Kürze (S. 85-98) auf „Integration, Inklusion und Exklusion“ (S. 85) sogenannter Minderheiten einzugehen – provokant kategorisiert mit den Überschriften „Es geht nicht ohne Juden“ (S. 86), „Es geht auch nicht ohne Zigeuner“ (S. 91), „Muslime können integriert werden“ (S. 94) und „Hexen als ausgegrenzte Fremde?“ (S. 97). Neben der Wortwahl in diesem Abschnitt irritieren Feststellungen wie „Die Juden sind eigentlich keine Fremden, denn sie sind ja meist schon sehr lange in den entsprechenden Umfeldern heimisch“ (S. 86). Sprachliche Umsicht, Sorgfalt und Sensibilität vermisst die Rezensentin an vielen Stellen, so mutet auch die durchgängige Ignoranz oder Ablehnung gendersensibler Begrifflichkeiten in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 2016 im besten Fall antiquiert an.

Es folgen in den Kapiteln vier bis sieben weitere historische wie gegenwärtige Einzelfalldarstellungen. Sie allesamt scheinen mit belese-

ner, sammelnder, aber wenig analysierender Geste zusammengetragen worden zu sein – einem Streifzug durch die europäische, oft deutsche Geschichte gleich, der aber eine eingehende Analyse an vielen Stellen vermissen lässt. So spannen sich der zeitliche Horizont des vierten Abschnitts vom beginnenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart und die thematische Breite des mit „Exotik, Bildung, Neugier“ (S. 99) überschriebenen Bogens entsprechend weit. Angeführt werden: prägende Bilder und Wissensbestände über „Fremde“ in der Schulbildung zu sich konstituierender europäischer Nationalstaaten (S. 100); „Völkerschauen“ im Wiener Tiergarten (S. 105); literarische Werke; internationale Solidaritätsbewegungen; und „Tourismus“ als eine „spezielle Form der Begegnung mit Fremden“ (S. 118). Theoretisch etwas angereichert präsentiert sich Kapitel fünf, in dem Kramer die Forderung nach „Neugier statt Arroganz und Abschottung“ an den Anfang stellt (S. 121) und eine begrifflich differenzierende Auseinandersetzung mit Toleranz bietet, die einen zweiten Exkurs einleitet: die auszugsweise wiedergegebene „Stellungnahme der Ethnologen des Museums der Weltkulturen in Frankfurt am Main von 1999“ mit dem Titel „Kriege sind nicht ethnisch“ (S. 135). Namentlich handelt es sich beim Autor dieser Stellungnahme, die im Jahr 2000 und noch einmal 2003 veröffentlicht wurde, um Dieter Kramer selbst, der bis 2005 Oberkustos im Museum für Völkerkunde (heute Museum der Weltkulturen) in Frankfurt a. M. war. Kramers Autorschaft wie auch der Literaturbeleg bleiben an dieser Stelle aber unerwähnt. Appellierenden Charakter haben die darauf folgenden Vorschläge für die praktische Umsetzung von „Formen des Umgangs“, um „argumentationsresistente Milieus“ aufzubrechen (S. 121). Unter anderem fordert Kramer dazu auf, Prozesse des gesellschaftlichen Ausschlusses und deren Triebkräfte zu erforschen, miteinander ins Gespräch zu kommen und „Wandel durch Annäherung“ zu initiieren (S. 141). Erstaunlich spät stellt der Autor im sechsten Kapitel „Migration im Weltzusammenhang“ (S. 150) dar, dass seine Betonung dabei auf der historischen Varianz, aber auch der überindividuellen Konstanz menschlicher Wanderbewegungen unterschiedlicher Art liegt. Auf wenigen Seiten (S. 171–184) verweist Kramer dann im letzten Kapitel sieben auf „aktuelle Handlungsmöglichkeiten“ (S. 171). Mit schnellen aber informativen Strichen skizziert er unter Verweis auf das von Gilles Reckinger beschriebene Beispiel des zivilen Zusammenlebens von Flüchtenden und Ansässigen auf der Mittelmeerinsel Lampedusa die prägendsten Merkmale von „bürokratischer formeller“ und „ungeregelter informeller Integration“ (S. 172). Gerade in

der zweiten genannten Form sieht Kramer Potential, auch „große Gruppen, die über das Mittelmeer oder sonst woher kommen“, in Europa aufzunehmen (S. 173). Außerdem plädiert er für ein „weltweites System des Staatenfinanzausgleichs“ als planvolles und sinnvolles Instrument um „Armut und Elend zu mindern“ und das „Problem der weltweiten Migrationsströme [zu] entschärfen“ (S. 182). Zuletzt nimmt Kramer in einem Nachtrag zur innenpolitischen Situation in Deutschland im Frühjahr 2016 Stellung und zeigt damit noch einmal an, was dieses Buch vor allem auch ist: ein Projekt, das Seite um Seite das gesellschaftspolitische Anliegen des Autors transportiert. Denn wenn eines trotz sprachlicher Mängel deutlich wird, dann, dass Dieter Kramer Position bezieht: gegen Rassismus und Ausgrenzung, für Toleranz und ein gewaltarmes Miteinander.

Nadja Neuner

Jan Carstensen, Heinrich Stiewe (Hg.): Orte der Erleichterung
Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett
(= Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold 38).
Petersberg: Michael Imhof Verlag 2016, 126 Seiten, Abb.

Der gut aufbereitete, großzügig bebilderte und leicht lesbare Begleitband zur Sonderausstellung „Scheiße sagt man nicht!“ des LWL-Freilichtmuseums Detmold widmet sich aus der Perspektive verschiedener Disziplinen den historischen Entwicklungen von öffentlichen und privaten Toiletten, diesbezüglichen Hygienevorstellungen und -maßnahmen und den landschaftlich-landwirtschaftlichen Prägungen und Modifikationen des veränderten Umgangs mit Fäkalien.

Wenngleich sich die inhaltliche Anordnung der zehn Beiträge nicht ganz erschließt, so werden die einzelnen sehr ausführlichen und informativen Texte dem Anspruch einer umfassenden Betrachtung der Themen gerecht. Die durchwegs gut gewählten und präzisen Unterüberschriften geben den Lesenden zudem gleich zu Beginn einen Überblick über die jeweils behandelten Aspekte. Die Artikel sind gut in den Kontext des Ausstellungsthemas eingebunden, sind fundiert und ausreichend belegt, sowie trotz ihres wissenschaftlichen Anspruchs und den jeweils unterschiedlichen disziplinären Zugängen ansprechend und spannend zu lesen.

Zum Großteil arbeiten die Autor_innen in ihren Studien mit den Objekten der Ausstellung, des Museums und aus der regionalen Umgebung. Somit liegt der Schwerpunkt auf der Darstellung regionaler Entwicklungen von Abortanlagen, diesbezüglicher baulicher Vorschriften und Veränderungen an Häusern, Toilettenvorrichtungen im Inneren der Häuser wie Nachttöpfen oder Leibstühlen sowie Wasserzufuhr und Kanalisation. Eine Erweiterung des Blicks bietet eine Abhandlung zu den weltweit verschiedenen Toiletten und Hygienestandards. Die weiteren Beiträge widmen sich der Konzeption und der Durchführung des Ausstellungsprojektes, den historischen Abortanlagen in Westfalen mit besonderem Blick auf die Ausstellungsstücke im Museum, einer Betrachtung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Abortanlagen, der historischen Entwicklung von Scham und Intimität sowie den Anstandsregeln in Bezug auf die Toilette und schließlich der Fäkalienentsorgung und Hygiene ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Anzumerken ist hier noch, dass in den oben genannten Artikeln wiederholt ein Abriss über die Entwicklung des Aborts bis zur heutigen Spültoilette gebracht wird, was beim Lesen vor allem gegen Ende des Buches etwas redundant erscheint.

Zwei Beiträge zum Umgang mit Inkontinenz und zu Graffiti an öffentlichen Toiletten heben sich nicht nur durch die Rotfärbung der Seiten von den anderen ab: Sie sind textlich kurz gehalten und verwenden Fotografien zu den jeweiligen Gegenständen für die Argumentation, welcher jedoch insbesondere im ersten Artikel schwer zu folgen ist. Diese Beiträge geben den Leser_innen einen teilweise voyeuristisch anmutenden Einblick in ihre Themen und überlassen der Leser_innenschaft eine weitere Deutung des Bildmaterials.

Ziel des Buches ist es laut Editorial, die Regionalgeschichte mit den jeweiligen Besonderheiten aufgrund der im Museum vorhandenen Gebäude und Objekte zum Sujet Toilette mit Blick auf Landschaftsökologie, Hygiene und Toilettenkultur aufzuarbeiten – und dies ist überaus gelungen. Es ist ein lehrreicher Band mit viel Anschauungsmaterial entstanden, der die Lust am Besuch und am Entdecken der historischen Besonderheiten des Museums und der Umgebung weckt. Dennoch: Die Ausstellung wirbt mit dem Titel „Scheiße sagt man nicht!“ und weist dadurch explizit auf die aktuelle Tabuisierung in Bezug auf Fäkalien (hier im sprachlichen Bereich) hin, was im Editorial besonders hervorgehoben wird: „[D]ie öffentliche Resonanz schon im Vorfeld der Ausstellung zeigt, dass es richtig war, diese neuartigen Ausdrucksformen den wissenschaftlich recherchierten Inhalten gegenüberzustellen.“ (S. 9). Doch die

kontemporären Relationen zwischen Scham, Ekel und dem Umgang mit öffentlichen Sanitäreinrichtungen und Fäkalien kommen hier nur marginal zur Sprache.

Die historischen Abhandlungen weisen zwar mehrfach auf die Unbedarftheit im Umgang mit dem Besuch der Toilette in den vergangenen Jahrhunderten hin und wenden sich der kulturellen Herausbildung von Scham zu (beispielsweise in den Beiträgen zu Scham und Intimität und zu den Anstandsregeln), doch bleiben es insgesamt doch geschichtliche Betrachtungen mit wenig Gegenwartsperspektive. Demgegenüber gelingt es *Janina Raub* mit ihrem in journalistischem Stil geschriebenen, aber dennoch sehr sachlich gehaltenen Beitrag zu Toiletten in weltweiter Perspektive einen aktuellen und lockeren Konnex zur vielfach noch problematischen Situation der Frischwasserversorgung und Abwassersysteme in vielen Teilen der Welt zu schaffen. Die Analyse bietet trotz des ernststen Gegenstands einen humoristischen Einblick in kulturelle Eigenheiten und aktuelle Trends und Entwicklungen der modernen Toilette.

Auch orts- und fachfremden Leser_innen ermöglicht *Heinrich Stiewe* in seiner gut aufgebauten Abhandlung zu den historischen Abortanlagen der Region durch anschauliche Erläuterungen einen sehr guten Einblick in bauliche und hygienische Änderungen seit dem Mittelalter. Explizit weist er auf die Unterschiede zwischen adeligen, bürgerlich-städtischen und ländlich-ruralen Entwicklungssträngen und Bauweisen hin und berücksichtigt auch Wirts- und Pfarrhäuser sowie Schulen. Dabei belegt er seine Ausführungen stringent mit Bild- und Textdokumenten – verschiedene Verordnungen und Diskussionen um bauliche Aspekte, den Abtransport und die Verwendung von Fäkalien komplettieren das Bild. Auch scheinbar widersprüchliche Befunde erklärt der Autor klar und schlüssig und bietet den Lesenden eindruckliche Impressionen zur Diversität der Baulichkeiten.

Ein weiterer, sehr lohnender Artikel in diesem Band ist der Beitrag von *Stefan Nies* zur Fäkalienentsorgung und Hygiene ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, der inhaltlich sehr gut an die oben genannte Studie anschließt. Durch detaillierte, aber keineswegs müßige Ausführungen mit zahlreichen Belegen in Wort und Schrift zeigt der Autor die sich gegenseitig bedingenden Entwicklungen in der Reinigung und Entleerung der Aborte, des Ausbaus der Wasserversorgung und der Kanalisation sowie der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Bereichen der Hygiene und Bakteriologie. Gleichzeitig bindet er die damaligen Debatten um Sinnhaftigkeit und Gefahr der Nutzung von Fäkalien als

Dünger in der Landwirtschaft ein, was den Leser_innen insgesamt ein anschauliches Bild über den Alltag und die kulturellen Diskurse der jeweiligen Zeit gibt.

Besonders hervorzuheben ist schließlich noch die Untersuchung von *Martina Padberg*, die sich mit der Verwendung der Toilette als stilistisches Mittel in der Kunst befasst. Der Blick reicht von der bildenden Kunst über Literatur bis hin zu Film und Musik, wobei es der Autorin sehr gut gelingt, die diversen Zugänge zueinander in Bezug zu setzen und eine Vorstellung von den Absichten der Künstler_innen im jeweiligen zeitlich-kulturellen Kontext zu vermitteln. Die Lektüre ist kurzweilig, der Text ist durchgängig interessant und informativ. Die Autorin argumentiert schlüssig und interpretiert behutsam und überlegt, sodass die Leser_innen den Gedankengängen folgen können, aber dennoch Raum für eigene Deutungen bleibt.

„Orte der Erleichterung“ ist insgesamt ein sehr gelungener und aufschlussreicher Lese- und Bildband mit vornehmlich historischen Themenschwerpunkten, der den Besuch der Ausstellung zum Thema nicht voraussetzt. Ein noch stärkerer Anschluss an gegenwärtige kulturelle Entwicklungen und Tendenzen hätte dem Band jedoch gut getan.

Sabine Merler

Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt

Eine kleine Anthropologie der großen Stadt.

Kulturverlag Berlin: Kadmos 2016, 157 Seiten, Abb.

Rolf Lindners schmaler Band ist von einer Einleitung und einem kurzen Epilog eingefasst, zwischen denen sich der Autor in zwei etwa gleich langen Essays auf komplementäre Weise der Stadt Berlin zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eine von explosivem Wachstum geprägte „Menschenwerkstatt“ sowie als „Hauptstadt der Populärmoderne“ widmet. Die Bezeichnung der absoluten Stadt übernimmt er vom damaligen Kulturhistoriker und Kunsttheoretiker Wilhelm Hausenstein, welcher damit Berlin als voraussetzungslose, durchwegs moderne Stadt beschrieb, wie Lindner in der Einleitung des Bandes ausführt. Hier soll es also nicht um eine Großstadt gehen, sondern um die universale Großstadt schlechthin. Zugleich stellt Lindner die Eigenheiten der deutschen Hauptstadt

heraus. Er unternimmt also den Versuch, Urbanitätsforschung, die sich im Sinne der Stadt als Labor der Moderne um eine Bestimmung von Urbanität als Idealtypus städtischen Lebens bemüht, mit einer Habitus-der-Stadt-Forschung zu verbinden, die nach Eigenheiten und Spezifika bestimmter Städte sucht, und diese beiden Ansätze gegenseitig fruchtbar zu machen. Lindner geht es in seiner „kleinen Anthropologie“ um das Zusammenspiel und die Wechselwirkungen von Stadt und Mensch, um die Verwicklungen von Stadt als Gebilde und den damit verbundenen Geisteshaltungen, die er in Berlin insbesondere in einer Schaulust, einer Schnäppchenmentalität und einer Orientierung an Sensationen und dem Spektakel erkennt.

Dazu beschreibt Lindner im ersten Teil des Bandes Berlin mit dem Begriff von Heinrich Mann als Menschenwerkstatt, welche den in der Stadt ankommenden Neuling formt und durch dessen Anpassung in einer „inneren Urbanisierung“ (Gottfried Korff) zum Stadtmenschen macht. Er spannt einen weiten Bogen großstadtspezifischer Alltagskultur im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts, von transitorischen und anonymen Orten wie dem Hotel, dem möblierten Zimmer des Angestellten sowie den neuartigen Verkehrsmitteln wie Bus, Straßenbahn und U-Bahn über die „Neues“ anpreisende Großstadtpresse, Figuren wie den Trickbetrüger und Verhaltensweisen, die sich an der „Fassade“ und Äußerlichkeiten orientieren, bis zu zeitgemäßen Wahrnehmungsweisen und einem Gefühlshaushalt, welche bei einer schnellen Auffassungsgabe zugleich von Abwehrmechanismen und Sachlichkeit geprägt sind. Lindner zeigt, inwiefern diese Phänomene Berlins eine gemeinsame Logik des Idealtypus Großstadt teilen: Bewegung und Beweglichkeit als prägende Prinzipien einer sich auch rhythmisch neu formierenden Moderne. Schnelles Tempo und rhythmischen Wechsel sieht Lindner gleichfalls in der zeitgenössischen Kunst und Unterhaltung am Werk, nicht zuletzt in den zunehmend populären Revuen und Varietés. Begleitet wurden diese aktuellen Erscheinungen städtischen Lebens von neuen Formen des Wissens: etwa die Psychotechnik als Variante der angewandten Psychologie oder die Physiognomie, die Lindner als typisch großstädtische Wissensproduktion des distanzierten Lesens, Decodierens und Typisierens versteht, aber ebenso die aufkommende Stadtsoziologie, deren Wissen über Rollen und Typen der Orientierung im großstädtischen Gefüge diene. Berlin war demnach nicht nur die absolute Stadt, sondern zugleich einer der Geburtsorte der Stadtforschung: Dem Beobachter als wissenschaftliche Figur kam eine herausragende Rolle zu, war doch in ihm der distan-

zierte Blick auf Äußerlichkeiten, die auf ein sozial bestimmtes Inneres verweisen, angelegt. Der Flaneur ist wohl der bekannteste Vertreter dieses Spurenlesens. Lindner folgt in seiner Diagnose der absoluten Stadt damit ganz den Theoretikern der ersten Urbanisierung, welche eine neu entstehende, großstädtische Mentalität beschrieben, die von Versachlichung und sozialer Distanz geprägt schien. Berlin dient Lindner einerseits als Beispiel, andererseits als Paradigma, an dem sich der moderne Mensch in absoluter Weise formt und geformt wird – Berliner zu sein heißt, sich jenseits der eigenen Herkunft eine neue Rolle anzueignen.

Im zweiten Teil des Bandes steht Berlin als Hauptstadt der Populärmoderne und Kulturindustrie im Zentrum. Dabei legt der Autor den Fokus auf Elektrizität und die elektrotechnische Großindustrie, welche Lindner, im Sinne seiner Theorie des Habitus der Stadt, als das Alltagsleben, insbesondere Körper und Freizeit prägende Ökonomie begreift. Das Alltagsleben in der „Elektropolis“ wurde neuen Rhythmen, einer neuen Zeitlichkeit und einer neuen Körperlichkeit unterworfen – etwa durch die Straßenbeleuchtung, welche der Stadt das Nachtleben eröffnete. Nicht zuletzt Design und künstlerische Avantgarde ließen sich von der Elektrizität in neuen Darstellungsmodi der Sachlichkeit und Nüchternheit inspirieren. In den für diese Zeit typischen Gewerbeausstellungen vereinten sich schließlich ökonomische Erneuerung und Unterhaltungsbestreben. Das Schaufenster – und dessen Gestaltung von Avantgardekünstlern wie Friedrich Kiesler – wurde zum paradigmatischen Modus von Visualität und Schaulust auf der Bühne Stadt, welcher sich ebenso in der Schlagzeile, der Werbung und dem politischen Transparent niederschlug. Nicht zuletzt fing auch der Film diese städtische Erfahrung ein und setzte die Logik des Schaufensters fort. Mit der Textilindustrie, deren Konfektionsware als „Mode“ zum massenkulturellen Signum für die Suche nach dem Transitorischen und für die Liebe zum Neuen wurde, schließt Lindner an den ersten Teil des Bandes an.

Lindner vereint auf den ansehnlich bebilderten Seiten in einer im virtuellen, schnellen Wechsel selbst an eine Revue erinnernden, stellenweise auch redundanten Rundschau eine Vielzahl an Anekdoten und Geschichten aus unterschiedlichen Kontexten: Alltagsbegebenheiten, Texte aus Schul- und Kinderbüchern, Plakate ebenso wie zeitgenössische Beobachtungen und Analysen von Schriftstellern und Theoretikern wie Kurt Tucholsky, Erich Kästner, Georg Simmel, Walter Benjamin und vor allem Siegfried Kracauer bilden die Bezugspunkte seines kulturanalytisch-immersiven Vorgehens. Im kurzen Epilog unterstreicht Lindner

nochmals die Bedeutung der Elektrizität und Elektroindustrie als das die Stadt Berlin und ihre BewohnerInnen formendes Charakteristikum.

Lindner reklamiert damit für Berlin einen städtischen Exzeptionalismus. Er verweist immer wieder auf andere Städte wie Chicago, New York, London, Paris und Wien, zieht Vergleiche und zeigt Gemeinsamkeiten auf. Berlin gilt ihm aber als die städtischste bzw. modernste unter den Metropolen des frühen 20. Jahrhunderts. Hier fällt in Bezug auf eine relationale Kulturanalyse auf, dass eine entscheidende Relation nicht genannt wird: Nicht nur die europäischen Großstädte, sondern auch die europäischen Kolonien stellten Laboratorien der Moderne und des Urbanen dar und waren mitunter Vorläufer der Entwicklungen in den Städten Europas (Paul Rabinow). Zugleich proklamiert Lindner für Berlin einen städtischen Universalismus. Ist Berlin die absolute Stadt, dann ist sie die Stadt schlechthin, die universale Stadt. Spezifische und universale Stadt fallen also in eins. Teilen die Konzepte der paradigmatischen Stadt und der Stadtspezifik hier die Tendenz zur holistischen Abschottung, was sich nicht zuletzt in der Abwesenheit jeglicher Brüche in der Schilderung der Spezifik und Universalität Berlins zeigt, bleibt das Verhältnis von universaler und spezifischer Stadt unklar. Wie kann eine Stadt Eigenheiten besitzen und zugleich universal sein? Damit bleibt auch unklar, ob andere Städte überhaupt denkbar seien. Stellen alle anderen Städte also nur eine defizitäre Form, unperfekte Blaupausen einer absoluten Stadt Berlin dar? Gibt es also schlussendlich nur eine wirkliche Stadt: Berlin?

Aus der Perspektive gegenwärtiger Verschränkungen und Verwicklungen unterschiedlicher Logiken städtischen Lebens, in welcher die klassischen Kategorien der Urbanitätsforschung kaum noch greifen, wird deutlich, dass auch die absolute, universale Stadt Berlin nur eine historische, partikulare ist. Ließe sich Berlin also nicht vielmehr als absolute Stadt eines bestimmten städtischen Typs denken, als eine unter mehreren absoluten Städten verschiedener Modernen? Die Voraussetzungslosigkeit Berlins steht überdies in starkem Kontrast zum gegenwärtigen Imperativ der Kulturalisierung und Historisierung der Städte (zu der auch der Band von Lindner seinen Teil beiträgt), was die Frage aufwirft, ob die kulturalisierten Metropolen der Gegenwart demnach weniger moderne Städte wären.

Das Büchlein ist nicht nur ein Begleiter für Berlin-, sondern generell für Stadtinteressierte und findet sicherlich auch jenseits wissenschaftlicher Auseinandersetzungen ein empfängliches Publikum. Von den geschilderten konzeptionellen Leerstellen abgesehen, regt es nicht nur

zum Wiederlesen an, sondern auch dazu, die vielen zitierten Texte selbst zur Hand zu nehmen und etwa in das Berlin von Emil und den Detektiven einzutauchen.

Georg Wolfmayr

Eva Kubalek: Früher war die Arbeit bequemer
Weinbau und Arbeitswelt der Weinbauer in der niederösterreichischen
Thermenregion am Beginn des 21. Jahrhunderts
(= Volkskultur in Niederösterreich – Wissenschaft & Forschung, Bd. 1).
Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich GmbH 2015,
237 Seiten, Abb.

Anzuzeigen ist der erste Band einer neuen von der „Kultur.Region.Niederösterreich GmbH“ herausgegebenen Reihe, deren Publikationen sich „nach akademischen Maßstäben“ und in „praxisnaher Feldforschung“ einer (so die Geschäftsführung im Vorwort) „fundierten Auseinandersetzung mit volkskulturellen Themenbereichen regionalen Ursprungs“ widmen sollen. „Wissenschaft & Forschung“ möchte so künftig jene Bild- und Textbände der genannten Kulturorganisation flankieren, die dem Publikum in vor allem optisch ansprechender Weise die niederösterreichischen Natur- und Kulturlandschaften nahebringen (s. Besprechung in ÖZV 68/117, 2014).

Der vorliegende Beitrag zu Weinbau und Weinbauer kann im Fach auf bemerkenswerte Vorläufer zurückblicken. Dabei ist nicht nur an die „Weinbau-Volkskunde des Südbahngebietes“ von Helene Grönn (1988) denken, auf die sich die Autorin explizit und immer wieder bezieht und als deren Ergänzung sich ihre – als Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien eingereichte – Arbeit versteht, sondern vor allem an Georg Schreibers „Deutsche Weingeschichte“, die 1980 posthum herausgekommen ist und mit dem der Münsteraner Volkskundler, Kulturpolitiker und Geistliche (1882–1963) eine zeitlich und thematisch weit ausholende Kulturgeschichte des Weines „in Volksleben, Kult und Wirtschaft“ geschrieben hat.

Die aktuelle Studie stellt demgegenüber die heutigen Produktionsbedingungen und -vorgänge in den Mittelpunkt und handelt – neben einem kurzen Abriss der (auch überregionalen) Geschichte des Wein-

baus – ‚klassisch‘ volkskundliche Thematik in verhältnismäßig kleinem Umfang ab. So wird etwa, gewissermaßen in chronologischer Fortführung von Grünns Arbeit, auf rezente regionale „Bräuche“ eingegangen: auf säkulare Veranstaltungen wie Weinlesefeste (inklusive eines Exkurses über ländliche Burschenschaften), „Weinherbst“, Weinverkostungen oder Events wie das Tattendorfer „Jungweinfestival“ oder auf religiös konnotierte wie Erntedank, Weintaufen und Weinsegnungen. Dass der Schwerpunkt der Arbeit konsequent auf gegenwärtigen Verhältnissen liegt, zeigt sich auch in dem kleinen Abschnitt über „Bekleidung“ bzw. „Arbeitskleidung“: Die „überlieferte Tracht der Weinbauer im Südbahnweingebiet“, wie sie Helene Grünns noch beschwört, verortet hier Eva Kubalek nüchtern in jener folkloristischen Nische, die sich der „Trachtenerneuerungswelle“ um 1980 oder dem 2008 erstmals ausgerufenen „Dirndlgwandsonntag“ verdankt.

Umso ausführlicher widmet sich Kubalek – die ihr früheres Studium der Gärungstechnik und Lebensmitteltechnologie nicht verleugnen kann – den „Grundlagen des Weinbaus“: von den klimatischen und bodenstrukturellen Bedingungen in der Thermenregion über die einzelnen Arbeitsschritte (von der Anlage der Weingärten über Pflanzung, Rebschnitt, Laubarbeit, Bodenpflege und Rebschutz) bis zur eigentlichen Weinproduktion (von der Lese über den Ausbau bis zur Abfüllung und Vermarktung). Dabei vergisst sie nicht, die verschiedenen Qualitätsweinrebsorten zu beschreiben, die gesetzlichen Bestimmungen um den Weinbau zu skizzieren, ja selbst einen Exkurs zur Weinbeurteilung (inklusive der unterschiedlichen Formen von Weingläsern) anzufügen. Und wenn im letzten Teil der Arbeit einschlägige Museen und Weinwanderwege in der Region vorgestellt werden und auch ein knapper Hinweis auf einige Weinguides und Weinreiseführer sich findet, so zeigt sich der erste Band der neuen niederösterreichischen Publikationsreihe selbst als eine Art Vademecum durch das Weinland Thermenregion.

Herbert Nikitsch